

# Oppelsdorf

Die Wochen nach der Ausbombung waren ein einziges Chaos. Wer lebte noch? Und wo? Wie erfuhr man es? Wo kam man unter? Für wie lange? Was konnte man noch retten, und wo brachte man es hin?

Überall waren nur Rauch und Trümmer. Leichen habe ich in unserem Viertel nicht gesehen. Vielleicht wurde mir der Anblick auch nur erspart, das weiß ich nicht. Es gab viele verzweifelte Menschen, die nichts zu essen hatten und kaum an sauberes Wasser kamen. Und doch kann ich mich nicht daran erinnern, dass es mir an irgendetwas fehlte. Wie Mutter und Großmutter das geschafft haben, ist mir ein Rätsel. Ich fühlte mich jedenfalls geborgen.

Das Leben bestand jetzt vor allem aus Organisieren und Tauschen – wenn man noch etwas zu tauschen hatte – sowie aus der Erkenntnis, dass viele Dinge, die noch bis vor Kurzem als so wichtig erachtet wurden, gar nicht mehr wichtig waren. Ob der Mantel nun grau, grün oder blau war – egal, Hauptsache, er war warm. Die Eitelkeit war in den Hintergrund getreten. Die Menschen rückten näher zusammen, die Unterschiedlichkeiten der einzelnen Gruppen verwischten. Alle hatten das Gleiche erlebt. Nicht hungern, nicht frieren, irgendwo unterkommen, darum ging es nun.

Wir waren vorübergehend zur Schwester meiner Mutter gezogen. Tante Eva wohnte in Klotzsche, einem Vorort von Dresden, der von den Bomben weitgehend verschont geblieben war. Dort traf ich auf meinen Vetter Uwe, ein halbes Jahr jünger als ich. Wir verstanden uns auf Anhieb und waren bald unzertrennlich. In Uwes Gegenwart hatte ich natürlich mehr Mut als sonst. Wir bewaffneten uns zum Beispiel mit einem großen Rucksack und streiften durch den Wald. Bei den Häusern am Rand der Siedlungen und bei einsamen Bauernhöfen wurden wir vorstellig. Wir machten ein trauriges Gesicht und sagten einen einstudierten Vers auf, von dem unsere Mütter keine Ahnung hatten. »Wir sind arme ausgebombte Kinder und haben großen Hunger. Wir freuen uns über alles, was Sie übrig haben. Ganz besonders über Kartoffeln.« Den Tipp hatten wir von einem Nachbarsjungen, der damit wohl schon Erfolg gehabt hatte. Selten kamen wir ohne etwas Essbares nach Hause. Unsere Mütter staunten nicht schlecht über unser Organisationstalent. Wir erzählten ihnen dann etwas von freiwilligen Angeboten einer im Überfluss lebenden Landbevölkerung.

Eines Tages berichtete uns der Nachbarsjunge, es gebe einen Kiosk beim Bahnhof, da könne man künstliche Marmelade und Bonbons kaufen, dazu gebe es gefrorenes Wasser mit Geschmack. Eine Sensation für uns Kinder. Wir baten ausnahmsweise um Taschengeld; das war nicht üblich, normalerweise gab es ja nichts zu kaufen. Stolz zogen wir los.

Uwe entschied sich für ein Stück Kuchen, das zwar so aussah, aber nicht so schmeckte. Ich stand lange vor dem kleinen Kiosk und konnte mich nicht entscheiden. Anstatt von Süßigkeiten wurde ich magisch von mehreren Postkarten angezogen, die in einer langen Reihe untereinander hingen. Fasziniert

schaute ich sie mir an und entschied mich für zwei von ihnen. Auf der einen sah man eine beeindruckende Bergkette, auf der anderen einen See mit Wald. Mein Taschengeld war weg.

Uwe konnte das überhaupt nicht verstehen. Was wollte ich denn damit? Auch meine Tante war verwundert. Wieso Berge und Wald? Da meine mütterlichen Vorfahren aus Holland und die väterlichen aus Kiel und Dänemark kamen, sagte sie zu meiner Mutter: »Deine Tochter müssen sie vertauscht haben!«

Diese beiden Postkarten standen lange neben meinem Bett, und der Teddy musste sie bewachen. Oft habe ich darüber nachgedacht, was wohl der Auslöser für den Kauf gewesen sein mag. Die Leidenschaft für diese Landschaft habe ich erst viel später in meinem Leben entdeckt. Anscheinend ist sie mir doch in die Wiege gelegt worden.

Nach einigen Wochen bei meiner Tante erreichte meine Mutter der Brief einer engen Freundin. Margot Schiffner lebte auf dem Land, nahe der Stadt Reichenau in Sachsen, in einem idyllisch gelegenen Ort namens Oppelsdorf. Ihr Vater war Arzt und leitete ein Sanatorium, das sich auf Moorkuren spezialisiert hatte. Fast hätte er die Einrichtung mit Hotel und vielen Behandlungsräumen über den Krieg gebracht, auch wenn die Gäste immer weniger geworden waren – die Menschen hatten nun andere Prioritäten als Moorkuren. In den letzten Kriegsmonaten war er dann doch noch als Lazarettarzt eingezogen worden und später in Gefangenschaft geraten. Das Sanatorium musste geschlossen werden.

Mutters Freundin Margot, die von unserer Ausbombung gehört hatte, lud uns ein, doch ein paar Wochen zu ihr und ihrer Mutter zu kommen. Sie hätten ja nun zwangsläufig genügend Platz, und man wisse nicht, was sonst noch alles auf uns zukäme. Folglich sei dies eine gute Gelegenheit, sich bei ihnen in der ländlichen Ruhe zu entspannen und die strapazierten Nerven zu erholen. Ganz besonders freute sich Margot auf meine Oma, die ihrer gleichaltrigen Mutter eine willkommene Gesprächspartnerin sein könne. Nach der Schließung des Sanatoriums sei es sehr einsam geworden.

Da gab es kein langes Überlegen. Mutter und Großmutter betrachteten es als großes Geschenk, eine solche Einladung zu bekommen. Sie freuten sich nach all den Strapazen auf einen Urlaub. Gute Luft, liebe Menschen, genug zu essen und für mich ein Paradies zum Spielen, ohne Trümmer und deren Gefahren – was konnte schöner sein? Wir verabschiedeten uns von Tante Eva und meinem Vetter Uwe, nicht ohne dass man uns versicherte, wir könnten gerne wiederkommen. Außer der Bratsche und dem Teddy war nicht viel mitzunehmen.

Auch wenn ein paar Unbelehrbare immer noch vom Endsieg faselten, wusste jeder, dass der Krieg verloren war. Nach dem erholsamen »Landurlaub« würde sich meine Mutter dann in Dresden um eine neue Unterkunft bemühen. Viel weiter in die Zukunft konnte man zu jener Zeit ohnehin nicht schauen.

Anfang April 1945 kamen wir an. Für uns war Oppelsdorf ein Paradies. Der kleine Ort bestand überwiegend aus Einfamilienhäusern und Bauernhöfen. Die einzigen größeren Gebäude waren ein Hotel und das Sanatorium. Was für ein Unterschied zu Dresden. Hier war keine Bombe gefallen. Alle Häuser waren unversehrt.

Wir wohnten in den schönsten Zimmern des leeren Sanatoriums. Meine Mutter hatte eine gleichaltrige Freundin an ihrer Seite, was beiden Frauen guttat, und um mich kümmerten sich gleich zwei liebevolle Omas.

Schnell freundete ich mich mit zwei Mädchen auf einem nahen Bauernhof an. Diese ländliche Welt kannte ich nicht, und ich genoss es sehr, nach kurzer Zeit schon zu deren Familie zu gehören. Bereits morgens nach dem Aufstehen lief ich zu meinen neuen Freunden, durfte bei allem mithelfen und überall dabei sein.

Mich faszinierten vor allem die Tiere in ihrer Unterschiedlichkeit. Die Kühe, die wir abends von der Weide in den Stall holen mussten, hatten nicht nur einen Namen, sie unterschieden sich auch ganz individuell voneinander. Die eine mochte man lieber als die andere, die eine war auch zutraulicher als die andere, und so ergaben sich kleine Freundschaften, die mich richtig stolz machten. Nur die Ziegen, die in einem Extragehege untergebracht und kaum zu bändigen waren, lagen mir nicht so. Ich begriff, woher der Ausdruck »zickig« stammt.

Eine meiner Aufgaben war es außerdem, die Eier im Hühnerstall einzusammeln. Die Hühner mochte ich sehr, auch wenn ich anfangs noch ziemlichen Respekt vor den beiden großen Hähnen hatte. Zunächst nahmen wir einander etwas misstrauisch zur Kenntnis, aber schon nach wenigen Tagen gackerten auch sie fröhlich und begrüßten mich gut gelaunt.

Meine ganz große Zuneigung aber gehörte einem kleinen Kätzchen aus dem Wurf der schönsten Katze des Hofes. Es war erst drei Wochen alt. Stundenlang konnte ich mit diesem Fellknäuel spielen. Sein winziges Gesicht sah aus wie die Blüte eines Stiefmütterchens. Dazu riesige Knopfaugen und eine Stupsnase, das dichte Fell auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz, viel zu große Pfoten und eine weiße Schwanzspitze. Ich war verliebt.

Eines Tages kam die Bäuerin in die große Scheune und sah, wie ich hingebungsvoll mit meinem Liebling spielte. Eine Weile schaute sie mir zu, dann sagte sie: »Ich schenk sie dir. Du kannst sie behalten.« Ich nannte sie »Stiefmütterchen« und war der glücklichste Mensch von Oppelsdorf.

Ungefähr drei Wochen genossen wir dieses Paradies. Dann kamen die ersten beunruhigenden Nachrichten aus der nahen Stadt Reichenau: Russische Kampftruppen rückten angeblich auf die Stadt vor. Die Soldaten würden alles, was sie eingenommen hätten, restlos zerstören und die Menschen vertreiben.

An der veränderten Art der Gespräche spürte ich die Angst, die im Raum stand. Später hörte ich, wie Tante Margot meine Mutter aufforderte, lieber wieder nach Dresden zurückzukehren. Dort seien die Russen ja schon, und offensichtlich habe man sich da irgendwie arrangiert. Genaues wusste allerdings niemand. Meine Mutter lehnte diesen Vorschlag ab. Zum einen glaubte sie nicht an diese ganzen Schwarzmalereien, zum anderen wollte sie ihre Freundin jetzt nicht allein lassen.

Zunächst kamen allerdings nicht die Russen, sondern Flüchtlinge. Pferdewagen voller Menschen und ihren Habseligkeiten schoben sich durch den Ort. Die Vertriebenen, schon Tage unterwegs und völlig erschöpft, erzählten, dass sie nicht wüssten, wohin sie sollten. Die Russen hätten sie zunächst begleitet, seien dann aber wieder verschwunden. Alle hatten furchtbare Angst, nach Sibirien verschleppt zu werden. Wir sollten uns aufs Schlimmste gefasst machen. Und dann zogen sie auch schon weiter.

Bevor entschieden war, was nun zu tun sei, waren die russischen Soldaten schon da. Sie kamen in den späten Abendstunden. Wir hörten Panzer, Lastwagen, Motorräder und wiehernde Pferde. Ein unvorstellbarer Lärm. Minuten später stand bereits ein Offizier mit einigen Soldaten im Haus.

Nicht nur die Bevölkerung hatte unter dem Krieg gelitten, auch die Rote Armee war völlig am Ende und im wahrsten Sinne des Wortes »abgekämpft«. Das nicht bewohnte Sanatorium wie auch das leer stehende Hotel boten den Soldaten einen Luxusaufenthalt, wie sie ihn sich nicht besser hätten erträumen können. Folglich waren sie erst einmal freundlich. Die ihnen vorausseilenden Horrormeldungen schienen zunächst unbegründet.

Im Nu waren nicht nur sämtliche Zimmer, sondern auch jede einzelne Moorkabine und die Behandlungsräume belegt. Tante Margot scherzte mit bitterer Ironie, so voll hätten sie ihr Sanatorium gern öfter gehabt.

Erst aus heutiger Sicht wird mir der Umfang der menschlichen Tragödien aufseiten der Besatzungsmacht richtig bewusst. Was hatten diese Soldaten hinter sich! In einem Krieg gibt es nur Verlierer. Ich erinnere mich an hungrige, abgehärmte, schmutzige und auch verwundete Gestalten, die wohl nur froh waren, an diesem Tag nicht mehr weiterziehen zu müssen. Sie konnten einem leidtun.

Auf der anderen Straßenseite wohnte der ehemalige Bürgermeister des Ortes, der seltsamerweise nie eingezogen worden war und der auch jetzt eine Art Sonderstatus besaß. Er hatte eine russische Fahne vor sein Fenster gehängt und schien auch die Sprache zu sprechen, denn man sah ihn oft mit einigen Offizieren diskutieren. Seine Aufgabe war es, den Einwohnern die Wünsche und Befehle der Besatzer zu vermitteln. Bei ihm waren keine Soldaten einquartiert, sein Haus war tabu. Es war beruhigend, ihn zum Nachbarn zu haben.

Denn für die Frauen in der Gegend war es eine beängstigende Situation. Die russischen Soldaten waren sexuell ausgehungert und verlangten nach Befriedigung. Und gerade jetzt, als sie etwas zur Ruhe kamen, liefen ihnen junge Frauen über den Weg, in einem Land, das sie ja gerade besiegt hatten. Dazu kam der überall verfügbare Alkohol. Es war gefährlich. Selbst ich wurde unters Bett geschoben, wenn es mal klopfte. Immerhin war ich schon fast sieben Jahre alt.

Eines Tages wurde meine Mutter im oberen Stockwerk von einem betrunkenen Soldaten angesprochen. Er brachte sein Anliegen in seiner Sprache, aber dennoch unmissverständlich zum Ausdruck und versuchte, sie gewaltsam die Treppe herunterzuziehen. Sie wehrte sich, so gut sie konnte, und rief laut nach mir. Eigentlich durfte ich das Zimmer nicht verlassen, das war mir immer wieder eingebläut worden. Aber so hatte ich meine Mutter noch nie rufen hören. Ich rannte zu ihr. Schreiend klammerte ich mich an ihren Rock und rief nach meiner Oma und nach Tante Margot. Der Soldat ließ sich aber weder durch mein Geschrei noch durch die Gegenwehr meiner Mutter von seinem Plan abbringen. Die Lage schien hoffnungslos.

Plötzlich tauchte unten an der Treppe einer der Offiziere auf. Als er sah, was sich ereignete, brüllte er irgendetwas auf Russisch, packte den Mann und schleuderte ihn die Treppe hinunter. Der war zu betrunken, um sich abzufangen, und schlug voll mit dem Kopf auf die Steinstufen. Zum Glück konnte ich nicht sehen, was ihm passiert war, denn meine Mutter zog mich sofort in unser Zimmer und drehte den Schlüssel herum. Sie nahm mich in den Arm, und ich spürte, wie sie am ganzen Körper zitterte.

Tante Margot hatte den Vorfall telefonisch dem ehemaligen Bürgermeister mitgeteilt, den sie natürlich seit Jahren als Nachbarn kannte. Noch in der gleichen Nacht kam er mit einer Leiter, und wir kletterten alle aus dem ersten Stock in den Garten und liefen über die Straße in sein Haus, wo wir fürs Erste sicher waren. Von ihm erfuhren wir, dass Reichenau und Umgebung nun zur russischen Besatzungszone gehörten.

Die neue »Gastfamilie« war sehr nett zu uns. Der Hausherr sprach fünf Sprachen und war in der Hitlerzeit als Dolmetscher auch in Russland gewesen. Mutter traute ihm auch geheimdienstliche Tätigkeiten zu. Seine Sprachkenntnisse kamen nun uns zugute, und wir profitierten von seinem Sonderstatus.

Plötzlich, von einem Tag auf den anderen, war der ganze Spuk vorbei. Die Russen zogen ab, ohne Vorankündigung. So wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch wieder. Eine gespenstische Ruhe kehrte ein.

Wir gingen wieder zurück in das verlassene Sanatorium, das die abgerückten Soldaten in einem erbärmlichen Zustand hinterlassen hatten. Meine Mutter und Tante Margot versuchten, ein wenig

Ordnung in dieses Chaos zu bringen, gaben aber schließlich auf. Ohnehin konnte niemand wissen, ob und wann das Sanatorium mal wiedereröffnet werden würde.

In der Zwischenzeit hatte es Gerüchte gegeben, Hitler habe sich umgebracht. Das wurde allerdings auch wieder dementiert. Die offizielle Kapitulation erfolgte am 8. Mai 1945. Wie tief diese Nachrichten die Menschen noch erschüttern konnten, habe ich als Kind nicht bemerkt. Das Chaos konnte auch so nicht größer sein. Es war nicht die Zeit zum Pläneschmieden, es war die Zeit der Unsicherheit, die alles, was bislang gegolten hatte, über den Haufen warf.

Für mich war das ein seltsamer Zustand zwischen kindlicher Unbefangenheit und Angst. Ich spielte mit den Kindern der Nachbarn, aber nicht so wie vorher. Wir durften nie außer Sichtweite der Eltern sein, mussten schon bei Anbruch der Dunkelheit ins Haus kommen und bekamen nicht mehr die Aufmerksamkeit, die wir gewohnt waren. Die Erwachsenen waren stets auf der Hut und hörten nicht mehr zu, wenn wir von unseren wichtigen Erlebnissen mit der Nachbarskatze erzählten oder davon, dass wir der Kuh vom »Bernauer« einen Ast an den Schwanz gebunden hatten. Die Unruhe übertrug sich mit der Zeit auch auf uns Kinder, natürlich ohne dass wir sie benennen konnten. Sie steckte uns tief in den Knochen.

Immer mehr flüchtende Menschen kamen vorbei. Zum Teil zu Fuß, aber auch mit Pferde- und Leiterwagen waren sie unterwegs. Die meisten stammten von weit her, viele aus Schlesien und Ostpreußen. Sie wurden von den Bewohnern des Ortes, so gut es ging, mit Lebensmitteln und Wasser versorgt. Manchmal übernachteten sie in dem leer stehenden, verwüsteten Sanatorium, aber sie wollten allesamt nicht bleiben, sie wollten nur weg. Mutter erzählte später, die meisten hätten wenig gesprochen und eher apathisch gewirkt.

Ungefähr eine Woche nachdem die Russen verschwunden waren, wurden wir gegen drei Uhr morgens durch laute Trillerpfeifen und Gebrüll aus dem Schlaf gerissen. Wieder hörten wir Panzer und Lastwagen, wieder standen Soldaten vor der Tür. Doch diesmal waren es keine Russen, es waren Polen. Mit denen hatte keiner gerechnet.

Der ehemalige Bürgermeister übersetzte wieder. Wir sahen, wie er mit dem polnischen Offizier sprach, plötzlich bleich wurde und wie angewurzelt stehen blieb: Der ganze Ort sollte geräumt werden. Eine Stunde hatte man Zeit, dann musste jeder sein Haus verlassen haben. Mitnehmen durfte man nur, was maximal in einen Leiterwagen passte oder getragen werden konnte. Es herrschte eisige Stille.

Von einer Sekunde auf die andere sollte alles, was das Leben bisher ausgemacht hatte, für immer zurückgelassen werden. Wohin mit den Tieren, die einen begleitet und ernährt hatten und wie Familienmitglieder waren? Was wird aus dem Haus, das der Großvater selbst gebaut hatte, in dem man geboren wurde und die Kinder groß geworden waren? Was geschieht mit all den persönlichen Dingen, die eine besondere Bedeutung haben und an denen so viele Erinnerungen hängen? Wohin mit den Alten und den Kranken? Für so einen Abschied gerade einmal eine Stunde Zeit? Eine Stunde!

Auch für uns war der Räumungsbefehl ein gewaltiger Schock. Immerhin hatten wir den anderen etwas voraus: Wir hatten schon fast alles verloren.

Trotzdem gab es für mich einen sehr traurigen Abschied: Ich musste meine kleine Katze zurücklassen, mein »Stiefmütterchen«. Ich hatte nicht einmal Zeit, mich von ihr zu verabschieden. Das war ein besonderer Schmerz, so was kannte ich noch nicht. Diesen Kummer kann ich heute noch spüren.

Der Leiterwagen, den wir von einer Nachbarin bekommen hatten, war schnell voll. Die Bratsche lag drin und ein paar Decken, das Nötigste zum Anziehen, Proviant natürlich und Omas Tagebücher.